

KALONYMOS

Ich habe dich aus Ägypten geführt, Du aber ...

Karfreitag und Pessach – von Kritik, Polemik und Zwiespalt

Annette Sommer

*... So han sie rein vergessen den Bund,
Den ich mit ihnen aufgericht hab,
Da ich am Holz mein Blut hingab.
Auf dass sie sollten das Leben erlangen,
bin ich am Marterholz gehangen.
Hab ihnen die Dörn aus dem Fuß getan
Und auf meinem Haupt sie getragen als Kron.
So viel ich vermocht hab ich vollbracht
Und nun wird meiner schlecht geacht.
Darum will ich in rechter Eil
Gerichtstag halten über sie
Und Jedermann richten nach seinem Teil.*

So beginnt Hugo von Hofmannsthals berühmtes Drama *Jedermann*, das seit 1920 die Salzburger Festspiele auf dem Domplatz eröffnet. „Gott der Herr“ kündigt das Gericht an – im mittelalterlichen *Everyman*, der Vorlage, heißt er gar hebräisch: *Adonai*.

Wem gottesdienstliche Formen vertraut sind, dem mag dieser Prolog nicht nur wegen seiner biblischen Anklänge irgendwie bekannt vorkommen. Hofmannsthal griff hier, angelehnt an *Everyman*, auf ein sehr altes Textmuster zurück, das seit Jahrhunderten kursiert und Bestandteil christlicher Liturgien ist. Gemeint sind die sogenannten lateinisch-liturgischen Improperien, die am Karfreitag im Gottesdienst der katholischen Kirche bei der ‚Kreuzesverehrung‘ gesungen werden. Gelegentlich begegnet man ihnen auch in lutherischen Gemeinden mit ausgeprägter hochkirchlicher Liturgie. Bei diesen biblisch basierten Rezitationen und Wechselgesängen handelt es sich um Anschuldigungen oder Vorwürfe (lat. *improperia*), die Jesus vom Kreuz herab an „sein Volk“ richtet.

Diese Improperien sind zweiteilig: drei große ältere Responsorien, die jeweils mit dem griechisch-lateinischen Trishagion, „Dreimal Heilig“, enden, und neun kleine, jüngere Responsorien, denen das einleitende Zitat Micha 6,3 „Mein Volk, was habe ich dir getan?“ als Kehrvers dient. Die Endgestalt der Improperien, wie sie heute vorliegt, stammt wohl aus dem italienischen Benevent des 10./11. Jahrhunderts.

Formal und inhaltlich leben die Improperien von ihren trennscharfen Gegenüberstellungen. Sie kontrastieren die Wohltaten Gottes an seinem Volk Israel während des Auszugs aus Ägypten, der Wüstenwanderung und der Landnahme mit dem Undank dieses Volkes, Missetaten, die zum Leiden

Sedermahl



Die lateinisch-liturgischen Improperien

I Mein Volk, was habe ich dir getan? Womit habe ich dich betrübt? Antworte mir!

Ich habe dich herausgeführt aus Ägypten – dafür bereitest du deinem Heiland das Kreuz!

Heiliger Gott! Heiliger, starker Gott! Heiliger, unsterblicher Gott! Erbarme dich unser!

Vierzig Jahre lang habe ich dich durch die Wüste geführt. Ich habe dich mit Manna gespeist und dich geleitet in ein reichesegnetes Land – dafür bereitest du deinem Heiland das Kreuz!

Heiliger ...
Was hätte ich mehr tun sollen und tat es nicht? Ich habe dich gepflanzt als meinen auserlesenen Weinberg – du aber, wie bist du mir sauer geworden! Du hast mich in meinem

Durst mit Essig getränkt – hast deinem Heiland die Seite durchbohrt mit der Lanze!

Heiliger ...
II Deinetwegen habe ich Ägypten geschlagen und seine Erstgeburt – und du hast mich verraten und mit Geißeln geschlagen!

Mein Volk, was habe ich dir getan und womit habe ich dich betrübt? Antworte mir!

Ich habe dich herausgeführt aus Ägypten, den Pharao versenkt ins rote Meer – und du hast mich an die Hohenpriester verraten! Mein Volk ...

Ich habe das Meer vor dir aufgetan – und du hast mir die Seite aufgetan mit dem Speer! Mein Volk ...

Ich bin einhergezogen vor dir in der Wolkensäule – und du hast

mich vor den Richterstuhl des Pilatus gezogen! Mein Volk ...

Ich habe dich mit Manna genährt in der Wüste – und du hast mich in das Gesicht geschlagen und hast mich gegeißelt! Mein Volk ...

Ich habe dir aus dem Felsen zu trinken gegeben Wasser des Heils – und du, Galle und Essig hast du mir gegeben zum Trank! Mein Volk ...

Deinetwegen habe ich die Könige der Kanaanäer geschlagen – und du hast mich mit dem Rohr aufs Haupt geschlagen! Mein Volk ...

Ich habe dir ein königliches Zepeter verliehen – und du hast mein Haupt gekrönt mit einer Krone von Dornen! Mein Volk ...

Ich habe dich erhöht mit großer Kraft – und du hast mich erhöht am Holz des Kreuzes! Mein Volk ...

und Sterben Jesu führen. Die Gegenüberstellung der dem „Ersten Testament“, der Hebräischen Bibel, entnommenen Zitate mit denen des Neuen Testaments sind bei den neun kleinen Improperien sprachlich kunstvoll ausgestaltet. So wird den mit *ego* („ich“) einsetzenden Erinnerungen das *et tu* („du aber“) im zweiten Versteil vorwurfsvoll gegenübergestellt. Und sehr häufig verwendet die erste Vershälfte dafür dieselbe Verbform wie die kontrastierende zweite Hälfte, so dass sich die Bedeutung desselben Verbs durch das veränderte Subjekt und den neuen Kontext vom Positiven zum Negativen verkehrt. Diese rhetorische Besonderheit ist von nicht geringer Bedeutung bei der Suche nach Vorläufern der Improperien.

So kunstvoll ihre Komposition, so problematisch ist ihre Zweideutigkeit. Wer ist es, der die Vorwürfe ausspricht? Es ist ja nicht *Adonai*, „Gott der Herr“, es ist der gekreuzigte Jesus; heute hat man allerdings längst vergessen, dass die alte Kirche auch ihm, dem Christus, die Wohltaten Gottes an seinem Volk Israel zuschrieb und versteht dieses „Ich habe dich ...“ im Munde Jesu meist nicht mehr. Und an wen richten sich seine Vorwürfe und Klagen? In der liturgischen Situation des Karfreitags wohl an die Christen; für ihren biblischen

Kontext jedoch an „mein Volk“ – Israel.

Bei solcher Unsicherheit kommen Zweifel auf, ob denn die Gattung „Liturgische Improperien“ tatsächlich christlichen Ursprungs ist oder ob sie nicht weit ältere nachbiblisch-, zwischentestamentlich- jüdische und frühchristliche Vorformen hat, improperienähnliche Texte, deren Vorläufer wiederum in biblisch-alttestamentlichen Mustern zu erkennen wären. Zwei weitere Beobachtungen unterstützen diese Annahme: Die Chronologie der Ereignisse richtet sich selbst noch bei den kirchlichen Improperien des Mittelalters nun gerade nicht nach dem Ablauf der Passion Jesu, sondern nach dem des Exodus! Das spricht für eine erstaunlich starke Beharrungstendenz der alttestamentlichen Reihungen.

Die liturgischen Improperien verklingen überraschend und ungewöhnlich, nämlich ohne Höhepunkt und ohne merklichen Abschluss. So ist anzunehmen, dass ihr Ende nicht ursprünglich ist, vielmehr sich daran spätere, inhaltlich wichtige Entwicklungen zeigen, die in ein starkes altes Grundmuster eingegriffen und eine literarische Gattung eigener Art entscheidend verändert haben.

Die Suche nach Vorformen der Improperien findet in der Tat Kontrastierungen von Gottes Großtat mit Volkes Undank bereits in der Hebräischen Bibel, insbesondere bei den Propheten und im Psalter. Alle diese Texte sprechen in irgendeiner Form die Ereignisse um Exodus, Wüstenwanderung und Landnahme an. Sie sind besonders geeignet, das befreiende Handeln Gottes zum Ausdruck zu bringen. Dies geschieht aber nicht nur, wie man erwarten könnte, als Lob- und Dankhymnus – das gibt es selbstverständlich auch – sondern, in bewusster Gegenüberstellung mit dem Undank des Volkes: als prophetische Schelt- oder Gerichtsrede, (vgl. Ezechiel 20; Amos 2,6–10; Hosea 11,1–7; Micha 6,1–5 und das gleichnishafte Weinberglied Jesaja 5,1–7), auch als Geschichtsresümee (Psalmen 78, 106) oder als Sündenbekenntnis (Ps 106 und Nehemia 9). Dabei fällt auf, dass die nachexilischen Texte, wie die Psalmen, Ezechiel 20 oder Nehemia 9, die in sich geschlossene Formen zeigen und sprachlich ausgestaltet sind, den Gedanken der Barmherzigkeit Gottes an exponierter Stelle zur Sprache bringen, sei es am Ende, in der Mitte oder in sich wiederholender Weise. Besonders schön wird das im großen Bußgebet Nehemia 9 sichtbar, das immer wieder, kehrversartig, die sogenannte

„Gnadenformel“ aus Exodus 34,6f anklingen lässt.

Es ist beeindruckend, dass die Hebräische Bibel strukturell und sprachlich solch durchkomponierte, poetische Texte wie Nehemia 9, den man auf das Jahr 520 vor unsrer Zeitrechnung datiert, aufweist. Diese kunstvolle Ausgestaltung wird nicht nur in den die Kontraste betonenden „Aber du – Aber sie“-Einsätzen sichtbar, denen die „Ich – Du aber“-Gegenüberstellungen der Improperien entsprechen. Nein, Neh 9 zeigt eine weitere frappierende Gemeinsamkeit mit den Improperien: den doppelten Gebrauch eben derselben Verben für Gott und für das Volk, die Verwendung derselben Substantive für Wohltat und Undank, für Wohlergehen und Not. Das veränderte Subjekt und das konträre Handeln machen die eigenartige Duplizität der Sprache aus, wie sie auch die Improperien charakterisiert – eine erstaunliche Parallelität!

Kontrastierende Texte von Gottes Wohltat und Volkes Untat finden sich aber auch in nachbiblisch-außerbiblisch-vorchristlichen Texten. So gibt es z.B. in der ‚Gemeinderegeln‘ von Qumran den Hinweis auf einen liturgischen Brauch, nach welchem die Priester Gottes Wohltaten, seine Gnade und Barmherzigkeit, verkündigten, die Leviten dagegen dem Volk die entsprechenden Missetaten vorhielten. Hier wurden also die Gegenüberstellungen durch die Rezitation mit verteilten Rollen hervorgehoben.

Auch in einzelnen Targumim, den liturgisch aramäischen Übersetzungen der Tora, die von Auslegungen durchsetzt sind, lässt sich zu Deuteronomium 1,1 eine auf Kontrast angelegte Improperienvorform erkennen: eine Strafpredigt, Mose in den Mund gelegt, die im Stil prophetischer Scheltrede dem Volk Undank gegenüber den Wohltaten zur Zeit des Wüstendurchzugs vorwirft. Doch endet diese Rede, wie die vorangegangenen Beispiele, mit dem „gnädigen Gedenken Gottes“ und seiner Bereitschaft zur Vergebung.

Polemisch verfremdet

Alle Texte, die göttliche Großtaten mit den eigenen Untaten kontrastieren, dienen innerjüdischer Kritik und hatten zum Ziel, die damit Ermahnten zu Buße und Umkehr aufzurufen, auf Erbarmen hoffend und vertrauend.

Das ändert sich mit einem weiteren nachbiblischen Text gleichen Genres, der einen alles verändernden Einschnitt in diesem bis dahin eher gleichförmig verlaufenden Genre vornimmt. Gemeint ist

Aus dem fünften Esrabuch

Das Wort Gottes, das an Esra erging ...
Geh und tu meinem Volk seine Schandtaten kund und seinen Söhnen das Böse, das sie wider mich begangen haben ... Habe ich sie nicht aus dem Land Ägypten geführt? Sie aber haben mich zum Zorn gereizt ... Wie lange soll ich sie ertragen?! Hab ich ihnen doch so viel Gutes getan! Habe ich nicht ... Sprich du (Esra) nun so zu ihnen: So spricht der Herr!

13) Ich führte euch durchs Meer und gab auf unwegsamer Bahn euch sichere Straßen.
14) Zum Führer gab ich euch den Mose, den Aaron als Priester. Ich gab euch Licht durch eine Feuersäule, und tat euch Großes, Wunderbares!
15) Doch ihr vergaßt mich ... Die Wachteln gab ich euch zum Zeichen, ein Lager gab ich euch zum Schutz. Und doch habt ihr

gemurrt! ...

17) Wo sind die Wohltaten, die ich euch gab? Habt ihr nicht in der Wüste voller Durst und Hunger zu mir gerufen ...

19) Da tat mir euer Seufzen leid. Ich schenkte Manna euch zur Speise und ihr aßt Engelsbrot!

20) Und hab ich nicht den Felsen gespalten als ihr so durstig waret? Und Wasser flossen überreichlich. Der Hitze wegen schuf ich Baumgezweige!

21) Und fette Ländereien hab ich euch zugeteilt. Vertrieb vor euch die Kanaaniter, die Phereziter, die Philister. Was soll ich euch noch weiter tun? So fragt der Herr.

22) So spricht nun der allmächtige Herr: Ihr habt am Bitterwasser in der Wüste Durst gelitten und meinen Namen schwer gelästert.

23) Doch da sandte ich kein Feuer wegen dieser Lästerungen – ich ließ vielmehr ein Holz ins Wasser werfen

und machte das Gewässer süß!

24) Was soll ich dir noch, Jakob, tun? Du wolltest mir nicht folgen, Juda!

Ich will zu einem andern Volke gehen und ihnen meinen Namen schenken, auf dass sie meine Weissagen beachten!

25) Weil ihr mich verlassen habt, will ich euch verlassen. Und ruft ihr mich um Mitleid an, ich schenk euch kein Erbarmen.

26) Ruft ihr zu mir, ich hör euch nicht.

27) Nicht mich habt ihr im Stich gelassen, nein, euch selber!

35) So geb ich eure Häuser einem Volk, das kommt und das den Glauben hat. Sie haben mich nicht gehört und glauben doch. Ich habe ihnen keine Wunderzeichen gegeben und sie werden tun, was ich ihnen geboten habe. Sie haben die Propheten nicht gesehen und doch erinnern sie sich ihrer alten Reden ...

die kleine prophetische Apokalypse des „5. Buches Esra“ (nurmehr lateinisch in der Vulgata erhalten), deren Endgestalt auf ca. 150 bis Ende 2. Jahrhundert datiert wird. Ihr erstes Kapitel ist höchstwahrscheinlich ursprünglich jüdisch und wurde judenchristlich überarbeitet. Es ist ebenfalls eine Wohltat-Undank kontrastierende Sammlung biblischer Zitate zum Exodusgeschehen, welche die Auseinandersetzungen und Bemühungen von Judenchristen widerspiegelt, die nicht christusgläubigen Juden zu bekehren. In 5 Esra tritt zum ersten Mal im Zusammenhang solch improperienähnlicher Texte das Phänomen auf, dass das dank Gottes Verzeihung letztlich „gute Ende“ gekappt und durch einen anderen Schluss ersetzt wird: Gott hat kein Erbarmen mehr. Er verwirft das Volk endgültig. Er wendet sich „einem neuen Volke“ zu, dem er seine Verheißungen überträgt.

Hier wird eine Entwicklung erkennbar, die sich im Laufe der Zeit mit der zunehmenden Auseinandersetzung von innen (Judenchristen contra Juden) nach außen (Heidenchristen contra Juden) immer

Aus der Osterpredigt des Bischofs Melito von Sardis (ca. 160 n. Chr.)

87) Undankbares Israel, komm und rechte mit mir ob deiner Undankbarkeit:
Wie hoch veranschlagest du, von Ihm gebildet zu sein?
Wie hoch veranschlagest du die Berufung der Väter?
Wie hoch veranschlagest du die Wanderung nach Ägypten und deine Ernährung daselbst durch den guten Joseph?
Wie hoch veranschlagest du die zehn Plagen?
Wie hoch veranschlagest du die nächtliche (Feuer)Säule und die Wolke bei Tag und den Durchzug durchs rote Meer?

Wie hoch veranschlagest du die Mannagabe vom Himmel und die Wassergabe aus dem Felsen und die Gesetzgebung am Horeb und die Erbschaft des Landes und die Gaben daselbst?
89) Wie hoch veranschlagest du deine Leidenden, die er selbst, da er anwesend war, alle heilte?
Schätze mir die verdorrte Hand, die er dem Leib wiederherstellte!
90) Schätze mir die von Geburt an Blinden, die er durch seine Stimme dem Licht zuführte!
Schätze mir die Toten, die schon im Grabe lagen und die er aus dem Grabe auferweckte nach zwei oder

drei Tagen ... Unschätzbar sind seine Wohltaten an dir!
Du aber hast schändlich ihm nur mit Undank vergolten und vergaltest ihm Gutes mit Bösem und Freude mit Trübsal und Leben mit Tod!
96) Der das All festigte, ist am Holz befestigt worden.
Der Herr – ist geschmäht worden;
Der Gott – ist getötet worden;
Der König Israels – ist beseitigt worden von Israels Hand.
99) Den Herrn hast du verlassen, du hast kein Erbarmen bei ihm gefunden. Den Herrn hast du zugrunde gerichtet, gründlich bist du zugrunde gerichtet worden.
Und jetzt liegst du tot danieder.

mehr verschärft. In dem Augenblick, in dem Judenchristen und dann auch Heidenchristen die jüdischer Selbstkritik dienenden Kontrastierungen der Synagoge übernehmen, werden sie antijüdischer Polemik dienstbar gemacht. Die Kirche verteilt die Gerichts- und Heilsaussagen der, nennen wir sie einmal so, „jüdischen Improperien“ leichtsinnig auf zwei „Völker“. Den Juden droht das Gericht, die Christen, neu erwähltes Gottesvolk, wissen sich Verheißung und Heil zugesprochen.

Ungeachtet dieser folgenreichen Umfunktionierung der Textsorte lässt sich doch für 5 Esra 1 eindeutig ein jüdischer Ursprung vermuten und auch zurückverfolgen. Denn typisch für die christliche Übernahme dieses kontrastierenden Anklagemusters ist die Berücksichtigung des Neuen Testaments in der Einbeziehung des Leidens und Sterbens Jesu, die aber 5 Esra 1 nicht erkennen lässt. Von Bedeutung ist hier auch der Umgang mit dem Motiv ‚Prophetenmord‘, das bereits in jenen improperienähnlichen Texten der Hebräischen Bibel zu finden ist, beispielsweise Nehemia 9,26. Mit der christlichen Übernahme wird dieses Motiv in Anlehnung an Matthäus 23,37–39 gesteigert: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küken versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt“, wird gesteigert zur größten aller Untaten,

dem Christumord, der dann für die Verwerfung den Ausschlag gibt.

Ein Beispiel dieser Steigerung (ohne den Verwerfungshinweis) bietet die Stephanusrede der Apostelgeschichte, die, wie 5 Esra 1 auch, noch eine innerjüdische Auseinandersetzung – hier zwischen hellenistischen Judenchristen und hellenistischen Juden – zum Gegenstand hat. Dieser breit angelegte, ebenfalls kontrastierend aufgebaute Rückblick der Geschichte Gottes mit seinem Volk, den Lukas dem Stephanus als große Verteidigungsrede in den Mund legt, mündet in schärfste Vorwürfe im Stil prophetischer Scheltrede. Sie endet mit dem Vorwurf des Prophetenmords: „Welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Und sie haben getötet, die zuvor verkündigten das Kommen des Gerechten, dessen Verräter und Mörder ihr nun geworden seid“ (Apg 7,52).

Diese negative Klimax kennt 5 Esra 1 nicht, trotz Esras Hinweis auf Prophetenmord. Warum dann dennoch bei ihm die endgültige Verwerfung des Gottesvolkes und dessen Ersetzung durch ein „neues“? Wie lautet der Vorwurf?

Die judenchristliche Hand, die hier eingegriffen hat, nennt eine ganz andere Sünde, deren Strafe noch ausstehe, als den entscheidenden Grund für das Ende der Geduld Gottes. Es ist die „Entweihung des Namens“ in Mara, am Bitterwasser der Wüste (Exodus 15,22–26) – eine Schuld, die biblisch nicht belegt ist. Dieses Vergehen ist es, das zum Bruch führt, so dass Gott seinen „Namen“ einem anderen Volk schenken wird. Der Schluss beschreibt in äußerster Radikalität die Verwerfung Israels und bedient sich dabei ähnlicher sprachlicher Mittel, wie man sie auch bei den Improperien und bereits bei Neh 9 feststellt, wenn es z.B. 5 Esra 1,25a heißt: „Verlassen habt ihr mich, und so verlass ich euch.“ Statt der erhofften Wiederzuwendung zum Ende der Scheltrede spricht Gott die unumstößliche Absage aus.

Trotz dieses radikalen Bruchs verbleibt 5 Esra 1 in seinen geschichtlichen Bezügen doch im Raum der Hebräischen Bibel. Ganz anders ein markantes Beispiel der improperienähnlichen Textsorte, das aus etwa der gleichen Zeit stammt, Mitte bis Ende des zweiten Jahrhunderts. Hier erreicht die Umnutzung des Genres zum Zweck antijüdischer Polemik einen Höhe-, besser gesagt, einen Tiefpunkt. Es ist zugleich die Epoche, in der sich die Auseinandersetzung von innen nach außen wendet, von der

Anfang und Schluss
des Dajjenu
(Aschkenasi Haggada, 15. Jh.)



Auseinandersetzung zwischen Judenchristen und Juden zu einer noch verschärften von Heidenchristen gegen Juden. Die heute berühmt-berüchtigte, vor 80 Jahren entdeckte Passahomilie des Bischofs Melito von Sardis ist ein Zeugnis sprachlicher Kunstfertigkeit und geschliffener Rhetorik.

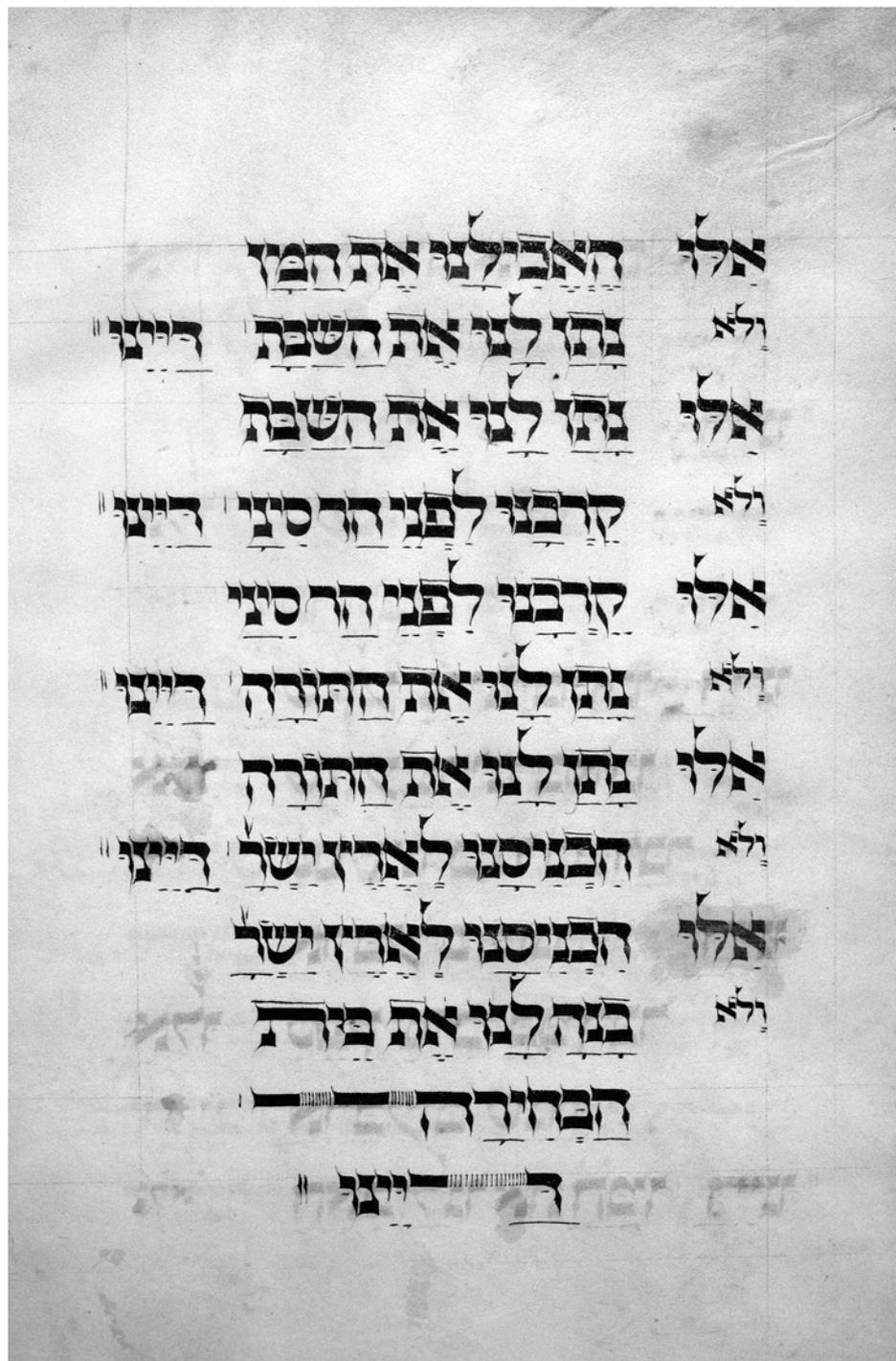
Neu ist bei Melito, dem die liturgischen Improperien in mancher Hinsicht ähneln, dass er nun auch das Leben und Wirken Jesu, nicht nur die Passion, in seine zahlreichen Kontrastierungen einbezieht. Auch wenn wir eine positive Schlusswende nicht erwarten, schlägt einem hier eine Klimax entgegen, die nicht mehr zu übertreffen ist: der Tod Jesu als „Gottesmord“, endgültige Verwerfung Israels in sich beschließend.

Während der Verfasser der Esraschrift Gott durch Esra als Propheten sprechen lässt, so ist es bei Bischof Melito vermutlich der Prediger selbst, der als Richter über die Angeredeten – die Juden – auftritt und sie verurteilt. Sie sind das „undankbare Israel“, dem die Wohltaten Gottes/Jesu gegenübergestellt werden (– uneindeutig wie in den späteren Improperien). Israel hat darauf mit der furchtbarsten aller Schandtaten geantwortet, wodurch es sich selbst zugrunde gerichtet hat (vgl. 5 Esra 1,27).

Auch bei Melito ist – ähnlich wie in 5 Esra – das sprachliche Spiel mittels derselben Verben erkennbar. So schließt Melito seine Verdammung mit den Worten: „Den Herrn hast du zugrunde gerichtet, gründlich bist du zugrunde gerichtet worden.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Der das All befestigte, ist am Holz befestigt worden.“ Ansonsten gleicht seine Sprache mit ihren zahlreichen rhetorischen Fragen, die sie mit 5 Esra und den Improperien gemeinsam hat, eher den genannten biblischen Prophetentexten. Auch die Rede vom „Richten“ und „Rechten“ entstammt prophetischem Gedankengut und Vokabular (siehe z.B. Micha 6,2 – oder auch den *Jedermann*).

Dajjenu?

War es die unerbittlich scharfe Polemik des Melito, die auch jüdische Forscher dazu anregte, nach jüdisch-synagogalen Vorformen der Improperien zu suchen? Einer von ihnen war David Flusser (1917–2000). Er meinte im „Dajjenu“ („Es wäre uns genug gewesen“) der Pessach-Haggada eine solche jüdische Vorlage gefunden zu haben, die in ihr Gegenteil verkehrt worden sei. Das aber kann für diesen in Wir-Form abgefassten Lobhymnus nicht zu-

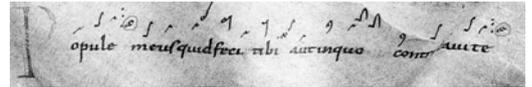


treffen. Das Dajjenu hat mit den Karfreitagsklagen nur das Thema des Exodus und dessen Ablauf in den formalen Reihungen gemeinsam. Für den Dankhymnus unpassend wären die für Improperien typischen Kontrastierungen von Großtat und Untat. Und das Dajjenu gehört in die festliche Hausliturgie des Sederabends. Improperien hingegen sind Vorwurf und Anklage; ihr ursprünglicher Ort waren Bußtage wie Jom Kippur oder der Neunte Aw.

Zurück zu 5 Esra, Melito und ähnlichen Beispielen polemisch-christlicher Umwidmung einer einst in synagogaler Liturgie gebräuchlichen Textgattung. Zusammenfassend ist zu sagen: Die Kritik in Form kontrastierender Scheltreden, die Israel in der Synagoge an Israel übte, die somit Selbstkritik mit dem Ziel von Umkehr und Einkehr war, wird zwar christlich übernommen, erweitert, gesteigert, wird aber übersteigert, negativ überboten und damit seiner ursprünglichen Aufgabe entzogen, wird gegen die Adressaten eingesetzt. Christliche Autoren haben diesen Kompositionen den Schluss, der die sich drohend aufbauende Spannung endlich zum Guten wendet, ausgehebelt, haben ihnen die biblische Zusage der Verzeihung genommen und durch ein absolut negatives, vielmehr die Christen ins Spiel bringendes Ende ersetzt: Dass Gott keine Geduld mehr mit diesem Volk habe, ihm absage, zu einem anderen gehe, mit dem den Bund zu schließen. So wenden sich die Christen der Völker gegen Israel, indem sie dessen prophetische Kritik zwar übernehmen, sie aber nun von einem immer weiter sich entfernenden Außen gegen Israel einsetzen. Diese Kritik aber war ohne prophetische Liebe und stellte sich gegen die prophetischen Verheißungen, die nun zum ausschließlichen Besitz eines neuen Volkes geworden waren. Zu oft hatte die Kirche vergessen, dass prophetische Scheltrede nur wirksam und heilsam wird, wenn beides, Kritik und Verheißung, Mahnung und Begnadigung, sich an ein und dieselbe Hörerschaft richten.

Liturgisch glaubwürdig?

Die bis hierhin aufgezeigte Entwicklung setzte sich bei den Kirchenvätern fort – und die Fülle der polemischen (nichtliturgischen) improperienartigen Kontrast-Reihungen von der Antike bis ins späte Mittelalter ist noch längst nicht genügend bekannt, geschweige denn erforscht und aufgearbeitet. Zugleich aber scheint es auch (liturgische) Texte gegeben zu haben, deren ausdrücklich antijüdische Pole-



mik sich im Laufe der Zeit abschwächte. Die totale Absage, die in der Kritik nur den Gegner und nicht mehr auch sich selbst im Blick haben will, wird hin-fällig durch das völlige Auseinanderleben der beiden Gruppen. Als die Kontrastierungen allmählich aus (oder auch neben) der judenfeindlichen Polemik wieder in die Liturgien der Kirche wanderten, stießen sie ihre nun nicht länger mehr notwendige und in diesem innerchristlichen Kontext auch wenig passende Klimax von der Verwerfung der Juden ab. Allerdings fehlt ihnen damit auch jeglicher positive Höhepunkt mit der Zusage des Verzeihens, wie er für alle jüdischen Vorgänger wesentlich war.

So lassen sich auch die mittelalterlichen lateinisch-liturgischen Improperien, wie sie heute in Gebrauch sind, „nur“ noch wie mild tönende (und musikalisch eindringlich schöne) Klagen hören – ohne Antwort „des Volkes“ allerdings und ohne Verzeihen. Ausdrückliche antijüdische Polemik war bei ihnen insofern auch nicht mehr nötig, als das Judentum theologisch bereits erledigt war, keine ernstzunehmende Bedrohung mehr für die Kirche darstellte.

Vielleicht können die lateinisch-liturgischen Improperien zumindest heute auch als ein ehrlich gemeinter Versuch christlicher Selbstkritik verstanden werden? Es gilt diese Lesart zu stärken.

Dennoch, die Fragen bleiben: Wer ist das angesprochene, das angeklagte Volk? Wer fühlt sich und weiß sich angesprochen? So verlieren die Improperien in ihrer sprachlichen und inhaltlichen Zweideutigkeit aufgrund ihrer eigenartigen Entstehungsgeschichte ihre Problematik nicht. Das macht sie heute wichtiger denn je. Da sie ihre aktuelle oder potentielle antijüdische Einfärbung nicht verlieren, sind und bleiben sie auf christlich-kritische Interpretation und auf ihre Hinwendung in die jeweilige gottesdienstliche Gegenwart angewiesen.

Jene christlichen Bearbeitungen altjüdischer Gegenüberstellungen haben ein verführerisch bequemes Grundverständnis der eigenen Geschichte und Zukunft erzeugt, das zu revidieren den Kirchen nicht leicht fällt – wir begleiten die Bemühungen darum mit Spannung. Denn auch außerhalb der Liturgie wird die Polemik des „Wir, Ihr aber“ noch weiterwirken, und das nicht so harmlos wie im Prolog zum *Jedermann*.

Deutsche Reformjuden vor 60 Jahren

Raphael Straus kritisiert 1935 den „Schulmeister“ Geiger

Von Abraham Geiger, dem bedeutenden Kanzelredner, Gelehrten und jüdischen Reformpolitiker, dessen 125. Geburtstag in diesen Wochen begangen wurde, existiert eine politische Gelegenheitsäußerung, die gerade in unseren unruhigen Tagen der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Die ehemals berühmte *Augsburger Allgemeine Zeitung*, die zu ihren Mitarbeitern auch Goethe und Heine hatte zählen können, brachte im Jahre 1869 einen Bericht über die Palästina-Kolonisation der *deutschen Templar*. Der Berichterstatter lehnte diesen Kolonisationsversuch ab; das heiße Klima sei dem Europäer und seiner Leistungsfähigkeit abträglich. An diesen Bericht knüpfte die *Redaktion* folgende interessante Bemerkung:

Warum thun denn aber die Juden selbst so gar nichts, um, wozu heutzutage gewiß Gelegenheit wäre, ihr altes Vaterland, wenigstens für einen Teil ihres Stammes, wiederzugewinnen? Sie beten allwöchentlich in der Synagoge um ihre Rückführung dahin, vergessen aber dabei das ‚Hilf dir selbst und Gott wird helfen‘. An Geld fehlt es ihnen wahrlich nicht, und auch nicht an diplomatischen Verbindungen. Freilich müsse man dann im Schweiß des Angesichts arbeiten.

Diese Äußerung erweckte Geigers Entrüstung. Er schrieb am 21. November 1869:

Der Berichterstatter kennt also jene gleichfalls fruchtlosen Bemühungen nicht, welche von seiten schwärmerischer Juden gemacht werden, ihre dort weilenden Glaubensbrüder zum Ackerbau anzuleiten, Landbesitz zu erwerben und Colonien zu gründen. Freilich geht das bloß von demjenigen Teile der Juden aus, die entweder selbst wirklich mit dem Munde die Rückkehr erleben, wenn sie auch im Herzen nichts dabei empfinden, oder von denen, die zwar nicht mehr glauben und beten, aber an einer romantischen Verehrung für Palästina kranken. Die ersteren erhoffen zwar die Erfüllung ihres Wunsches von wunderbaren, nicht von natürlichen Vorgängen; wenn sie in neuerer Zeit dennoch zu diesen die Hand bieten, so ist dies ein Zeichen, daß der alte Glaube sich abschwächt und modernisiert hat. Der gebildete Teil der Judenheit jedoch ist von dem Nationalitätenschwindel frei. Er erkennt in Palästina die



Abraham Geiger

Eine Reminiszenz zum 200. Geburtstag von Abraham Geiger im Mai 2010

Geburtsstätte, aber nicht die dauernde, ersehnte Heimat. Ihn beschleicht kein Heimweh, und er fühlt sich trotz aller unerquicklichen Spöttereien des ‚allgemeinen‘ Berichterstatters nicht dazu berufen, seine Kräfte, die er anderswo nützlich, nicht bloß für sich, verwertet, dort zu vergeuden. Seine Bildung wird auch den Brüdern im Orient zugute kommen, wenn die dortigen Verhältnisse deren Eindringen ermöglichen. Aber er wird den Judenfeinden nicht das Vergnügen machen, seine Wohnsitze zu verlassen, um der Stumpfheit eine leichte Beute zu gönnen. Was der alte Druck nicht vermocht hat, wird der eigene Wille in der Freiheit nicht ausführen, und für so dumm sollte man die Juden nicht halten, daß fade Sticheleien auf ihre Entschließungen einen Einfluß üben könnten.



In der schrecklichen *Unzulänglichkeit* dieser schulmeisterlichen Abwehr liegt das fundamentale Mißverständnis des offiziellen deutschen Judentums im 19. Jahrhundert verborgen. Es war ja ein anerkannter *Führer*, der diese Worte geschrieben hatte. Der erste Rabbiner in Deutschland war es, der diese Verzichtserklärung auf Palästina, den Traggfeiler jüdischer Religiösität, aussprechen konnte, der die Errungenschaft der bürgerlichen Freiheit so hochstellte, daß er das jüdische Innen- und Zukunftsleben nach *ihr* ausrichten wollte! Welche Verblendung des Augenmaßes, aber auch welche Schwärmerei im Herzen dieses vermeintlichen Realisten!

Ja, ehrliche Schwärmerei, und das ist das Ver-söhnliche bei der Sache. Es ist die „Bildung“, die es nicht bloß diesem Manne, sondern seiner ganzen Generation angetan hat. Die „Bildung“ ist nach seiner Meinung das Gut, das die europäischen Juden den Orientalen zu bringen hätten. Er hat seine ganze Kraft und seinen eisernen Fleiß dafür eingesetzt, Bildungsgüter einzuheimsen, und auszustreuen.

Eine ähnlich hochgemute, aber doch gleichfalls irri-ge Verknüpfung zwischen *Bildung* und Judenfrage stellte zur gleichen Zeit (1870) und an der gleichen Stelle (Geigers Zeitschrift) der junge Student *Alfred Stern* her, der noch heute als greiser Hochschullehrer zu unseren verdienten Zeitgenossen zählt. Er hatte den Doktrinarismus des Bürgertums

des Jahres 1818 nicht mehr miterlebt, in ihm regten sich schon leise Zweifel an der Dauerhaftigkeit der gewonnenen bürgerlichen „Freiheit“. Er schrieb:

Ob sich in unruhigen, wilden Zeiten solche Erscheinungen (wie die Judenverfolgungen der Bauernkriege) wiederholen können, ob die Bildung tief genug auch in die untersten Schichten des Volkes gedrungen ist, um ihre Wiederholung auf immer unmöglich zu machen, wer wollte wagen, das zu entscheiden?

Der 20jährige Student und der 60jährige Rabbiner stehen in ihrer Meinung über das ernste Problem „Judentum und Bildung“ noch nahe beieinander, und doch sieht der Jüngere von beiden bereits, daß „Bildung“ entsteht und vergeht, und er hätte – wäre er Rabbiner gewesen – es wahrscheinlich abgelehnt, das Judentum allein an diesen unsicheren Anker zu festigen.

Zu den „schwärmerischen“ Juden, die Geigers Zorn hervorriefen, gehörte in erster Reihe Moses Hess. „Rom und Jerusalem“ war 1862 erschienen. Er „glaubte und betete nicht mehr“, aber er hatte das Wissen darum, daß die Bildung zu den Blüten, Phantasie und Triebkraft hingegen zu den Wurzeln des Menschheitsdasein gehören. Er war nur zwei Jahre jünger als Geiger, die gleichen Bildungsquellen speisten den einen wie den anderen. Der eine hatte den Mut, Romantiker und Schwärmer zu sein, und behielt recht auf die Dauer der Zeit. Der andere fürchtete sich vor Romantik, ohne doch darum ein Realist zu werden, und behielt recht kaum für die eigene Generation. In seinem Todesjahre 1874 begann neuerdings der Ansturm gegen die „Freiheit“ der Juden in Deutschland.

Zum 200. Geburtstag von Abraham Geiger (24. Mai 1810 Frankfurt/M. – 23. Oktober 1874 Berlin) bringen wir einen Text von Raphael Straus aus der Jüdischen Rundschau (21. Juni 1935, S. 11f.). In der folgenden Woche übrigens druckte die Rundschau einen Leserbrief zum Artikel von Straus, der Geiger verteidigte: „Tausende von Juden, die heute den Weg zum Zionismus und damit zum Judentum gefunden haben, würden diesen Weg nie haben gehen können, wenn nicht Abraham Geiger ihre Vorfahren vor dem religiösen und damit – wenn auch unbewußt – auch vor dem nationalen Abfall bewahrt hätte. Schalom! Hans Lehmann.“

Raphael Straus in der Berliner zionistischen Studentenverbindung Maccabaea 1906/07 (vorderste Reihe links)



Chirbet Chiz'ah oder die Vertreibung aus dem Paradies

Barbara Schäfer

Es stimmt, all das ist schon lange Zeit her, aber es lässt mich seitdem nicht mehr los. Ich wollte es im Alltagsgetümmel untergehen lassen, um seine Bedeutung abzuschwächen und im Strom der Dinge abstumpfen zu lassen, und es gelang mir auch zuweilen, achselzuckend zu der nüchternen Einsicht zu gelangen, dass die Sache letzten Endes so schlimm nicht gewesen sei, hielt mir sogar noch meine Langmut zugute, die bekanntlich der Bruder der wahren Weisheit ist – doch immer mal wieder schreckte ich auf, entsetzt, wie leicht man sich verführen lässt, offenen Auges in die Irre zu gehen und sich unversehens der großen allgemeinen Lügnerschar anzuschließen, die aus Ignoranz, frecher Trägheit und aus schlichtem, schamlosem Egoismus bereit ist, eine einzige große Wahrheit mit dem zynischen Schulterzucken eines alten Sünders dahinzugeben. Mir ist klar geworden, dass man nicht länger darüber hinweggehen darf, und, obgleich ich noch nicht richtig weiß, wo hier der Ausweg ist, scheint es mir jedenfalls besser, nicht länger zu schweigen, sondern mit dem Erzählen anzufangen.

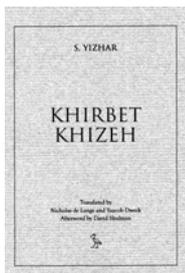
Dies ist der Anfang von S. Yizhars ebenso berühmter wie berüchtigter Geschichte *Chirbet Chiz'ah*. Es ist der fiktive Name eines arabischen Dorfes, das jüdische Soldaten nach Ende des Krieges um die Gründung des Staates Israel evakuierten. Der an dieser Aktion beteiligte israelische Autor S. Yizhar, alias Yizhar Smilansky, hat 1949 das Ereignis in einer verstörenden Erzählung literarisch verarbeitet, die nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Während die meisten arabischen Dörfer, die jenem Krieg tatsächlich zum Opfer fielen, aus dem kollektiven Gedächtnis der Israelis verschwunden sind, ist das fiktive *Chirbet Chiz'ah* noch immer eine offene Wunde. Aber nicht nur die inhaltliche Brisanz, sondern vor allem die meisterhafte sprachliche Umsetzung haben Yizhars Erzählung zu einem Herzstück der modernen hebräischen Literatur gemacht. Seit 1964 steht *Chirbet Chiz'ah* auf der Leseliste der israelischen Abiturienten. Die Verfilmung für das israelische Fernsehen in den siebziger Jahren war von kulturkampffähnlichen Tumulten begleitet. Eine deutsche Übersetzung legte Ruth Achlama 1998 unter dem Titel *Ein arabisches Dorf* (Suhrkamp) vor. Die erste englische Übersetzung aus der Hand von Nicholas de Lange, Übersetzer von Amos Oz, und Yaakob Dweck, ist Anfang letzten Jahres, also fast sechzig Jahre nach dem hebräischen Original, in einem kleinen Verlag in Jerusalem unter dem Titel *Khirbet Khizeh* herausgekommen.

Yizhar schildert das Eindringen eines durch den Krieg abgestumpften und verrohten Militärtrupps in das Dorf, in dem nur noch Frauen, Kinder und Alte übrig sind. Der militärische Auftrag lautet, das Dorf zu „räumen“, „ethnisch zu säubern“, wie es die schärfsten Kritiker Israels heutzutage etikettieren. Letztere haben *Chirbet Chiz'ah* vornehmlich als Dokument der von ihnen thematisierten Vertreibung gelesen. Doch geht Yizhars Erzählung weit über diese Perspektive hinaus und hat nicht nur die unterschiedlichsten Interpretationen hervorgebracht, sondern scheint über die Generationen nichts von ihrer Wirkung verloren zu haben.

Doch als wir weiter vordrangen und zu den Pflanzungen nahe beim Dorf kamen, konnte man Höfen und Häusern ansehen, dass sie gerade erst verlassen waren. Die Matratzen lagen auf dem Boden, das Feuer zwischen den Kochsteinen schwelte noch, und die Hühner scharrten mal im Abfall, als sei nichts geschehen, stoben dann wieder laut krächzend auseinander, als würden sie geschlachtet; Hunde schnupperten misstrauisch herum, kamen zögernd vor, wichen zurück und bellten hin und wieder; die Geräte im Hof trugen noch sichtbar die Spuren ihres Gebrauchs. Und die Stille war noch nicht eingezogen, verhielt noch in einer Art staunender Verwunderung, als sei die Sache noch nicht entschieden, als könne alles wieder werden wie zuvor. Auf einem Hof stand ein Esel, hochbeladen mit Bettzeug und bunten Decken, die verrutscht waren und halb auf der Erde hingen, denn beim hastigen Aufladen war wohl die Panik ausgebrochen: „Da kommen sie!“ und: „Zum Teufel mit dem Zeugs, rennt!“

Die von der Liebe zum Land erfüllten ausführlichen Naturschilderungen des Dorfes und der Landschaft kontrastieren geradezu schmerzlich mit dem so unheroischen und vulgären Verhalten der Soldaten, mit denen Yizhar den Auftrag durchführt. Die kurzen Dialoge im Soldatenjargon und die ebenso drastischen wie zynischen Kommentare seiner Kameraden zum Geschehen vor dem Hintergrund der allgewaltigen schweigenden Natur sind schon für sich genommen ein literarisches Meisterstück, aber wie sich im Fortgang der Handlung aus der Wahrnehmung dieser beiden Grundkomponenten allmählich die Zweifel im Berichterstatter verdichten und schließlich zur Gewissensbefragung für das eigene und letztlich kollektive Verhalten führen, das macht die Faszination dieser Geschichte aus.

Ich wollte etwas tun. Wusste, dass ich nicht schreien würde. Warum, zum Teufel, bin ich hier der



Titelcover der englischen, spanischen und deutschen Ausgabe von *Chirbet Chiz'ah*

einzig, der sich aufregt. Aus welchem Holz bin ich denn geschmitzt? Diesmal war ich mitgefangen. Et was in mir wollte protestieren, alles zerschlagen. Gab es überhaupt jemanden, der mir zuhören würde, wenn ich etwas sagte? Auslachen würden sie mich! Mit betäubender Wucht brach meine Welt zusammen. Nur ein Gedanke hämmerte in mir – dass man seinen Frieden nicht finden würde, solange noch Tränen in den Augen eines weinenden Kindes glitzerten, das an der Hand seiner Mutter, die zornig die stummen Tränen bekämpfte und den Aufschrei erlittenen Unrechts im Herzen trägt, in die Verbannung ging. Es konnte nicht sein, dass es in der Welt niemanden gab, der diesen Schrei nicht zu gegebener Zeit einsammeln würde.

Und da sagte ich zu Moische: „Wir haben keinerlei Recht, sie hier rauszuwerfen, Moische!“ und wollte nicht, dass meine Stimme bebte.

Und Moische sagte zu mir: „Fängst du schon wieder damit an!“

Und ich wusste, dass es sinnlos war.

In meinem Inneren schnürte sich etwas zusammen und nahm mir die Luft.

Yizhars aufkommende Kritik führte nicht zum offenen Protest. Seine pflichtschuldige Beteiligung an der von ihm als unmoralisch erkannten Aktion blieb uneingeschränkt. Erst indem er die Erlebnisse zu dieser Erzählung verarbeitete und der Öffentlichkeit übergab, konnte er seinen Protest äußern. Bei Erscheinen 1949 war *Chirbet Chiz'ah* sofort ein Bestseller, der leidenschaftliche Diskussionen entfachte. Das Skandalon lag nicht so sehr in den berichteten Ereignissen selbst als vielmehr in der Tatsache, dass sich hier ausgerechnet ein Verantwortlicher der heroisierten Palmachgeneration zu Wort meldete und die ethischen Maßstäbe des eigenen Handelns hinterfragte.

Anita Shapira, die Doyenne der Zionismusforschung in Tel Aviv, hat die komplizierte Wirkungsgeschichte von *Chirbet Chiz'ah* aufwendig nachgezeichnet: *Hirbet Hizah: Between Remembrance and Forgetting* (*Jewish Social Studies* 7.1). Sie zeigt vor allem, dass diese Vertreibungsgeschichte die Geschichte Israels bis heute mit kaum nachlassender Intensität begleitet hat, immer in der Diskussion präsent war, auch wenn die „neuen Historiker“ in Israel für sich in Anspruch nehmen, das Thema Vertreibung neu entdeckt zu haben. Allerdings waren einer Massenverbreitung des Textes immer durch das äußerst anspruchsvolle Hebräisch Grenzen gesetzt.

Es ist eines der bemerkenswerten Ergebnisse von Shapiras Analyse, dass zwar die Hauptleserschaft in den ersten Jahren nach der Veröffentlichung sich aus den Kampfgenossen rekrutiert haben dürfte, diese aber an der öffentlichen Diskussion in den Zeitschriften nicht teilnahmen. Sie wurde vielmehr von den Zionisten der noch stark ideologisch geprägten älteren Generation geführt. Wie so oft hatte die Unfähigkeit der Täter, ganz besonders von Kriegsteilnehmern, mit ihrem eigenen Gewissen ins Reine zukommen, zu Stummheit führt. Yizhar war es gelungen, diese zu durchbrechen und damit seine Zeitgenossen zu faszinieren.

Shapira zeigt, wie stark das Thema Vertreibung in der frühen Zeit des Staates die Zionisten im Lande umgetrieben hat und bis in die schmerzlichsten Konsequenzen ausgelotet wurde. Das änderte sich erst in den sechziger Jahren als Folge der Masseneinwanderung in den Fünfzigern, dem damit einsetzenden Wandel der Bevölkerungsstruktur und neu aufkommender sozialer Probleme. *Chirbet Chiz'ah* wurde literarisiert und damit marginalisiert. Die zionistische Ethik, d. h. die Vertreibung und die Araberfrage überhaupt standen nicht mehr im Mittelpunkt. Erst als die kollektive Gewissensbefragung in Israel in den siebziger Jahren, vor allem nach dem Desaster des Jom Kippur-Kriegs, einsetzte, wurde die Erzählung wieder zu einer „brennenden Frage“. Man entdeckte die Aktualität der dort aufgeworfenen Probleme neu und fand zahlreiche Parallelen zur gegenwärtigen Lage. War *Chirbet Chiz'ah* ein Paradigma? War es ein Antikriegsbuch? Wollte Yizhar das zionistische Projekt in Frage stellen? Ist es eine Naqba-Geschichte – ein Bericht über die palästinensische Katastrophe? Stützte seine Erzählung die These von Israels „Geburt in Sünde“? War Yizhar gar ein „Nestbeschmutzer“?

Sommer 2006 ist Yizhar mit fast 90 Jahren gestorben; er konnte sich dazu äußern. Aber schon seine Vita widerlegt einige dieser Interpretationen. Er stammte aus einer prominenten zionistischen Siedlerfamilie aus Rechovot: unabhängige, sozialistisch gesinnte Siedler und zugleich Intellektuelle, die ein Zusammenleben mit der ansässigen arabischen Bevölkerung als Voraussetzung ihrer Siedlungsarbeit ansahen. Sein Vater Ze'ev Smilansky kam um die Jahrhundertwende „die Bibel in der einen und Tolstoy in der anderen Hand“ ins Land, sein Onkel Moshe Smilansky trat nicht nur als zionistischer Aktivist hervor, sondern war auch ein

Unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir **Chag Sameach zu Pessach und Frohe Ostern!**

produktiver Schriftsteller, der unter dem Namen „Chawadja Mussa“ die ersten Erzählungen der hebräischen Literatur über die Araber im Lande schrieb. Das Leben auf dem Land, der Umgang mit der Natur, nicht die Hektik der Städte prägten Yizhars Jugend. Als Pädagoge ausgebildet und viele Jahre als Lehrer tätig, nahm er als Offizier im Nachrichtendienst am Krieg um die Staatsgründung teil. Die in *Chirbeth Chiz'ah* verarbeitete Kriegserfahrung konnte ihn jedoch an den zionistischen Zielen nicht irre machen, da er, anders als manche „neuen Historiker“ heute, davon überzeugt war, dass dieser Krieg den Juden im Lande aufgezwungen wurde. Yizhar war langjähriger Knesset-Abgeordneter der Arbeiterpartei *Mapai* und ein enger Freund David Ben Gurions.

Im Zusammenhang mit dem Skandal um die Verfilmung der Geschichte äußerte sich Yizhar in einem Interview der Tageszeitung *Ma'ariv* 1978 erstmals über seine Motive:

Als ich die Geschichte schrieb, schrieb ich nicht als Jude versus Araber. Ich schrieb als jemand, der verletzt war. Verletzt, weil da etwas geschehen war, mit dem ich mich absolut nicht abfinden konnte. Mein ganzes Inneres war voller Zorn ... Der Akt der Vertreibung und der Sprengung der Häuser hat mich im tiefsten Mark erschüttert. Darin lag etwas, das meiner ganzen Lebenseinstellung zuwider lief ... Letzten Endes ist es ein Konflikt zwischen der Vergangenheit, der Erziehung, der Lebensanschauung sowie dem Zionismusverständnis einer Person – der Zionismus hat immer gesagt, die Araber würden nicht vertrieben, das Ziel sei es, mit einander in Frieden zu leben – und den beschriebenen Realitäten.

Dem Interview liess er kurz darauf einen Artikel in der Zeitung *Jedi'ot Acharonot* folgen, in dem er, „bevor ich [wieder] schweige“ (so der Titel des Artikels), klarstellte, dass jede Einzelheit seiner Geschichte wahr sei, nichts erfunden oder hinzugefügt. Aber er erklärte bei dieser Gelegenheit auch, dass die geschilderten Ereignisse nicht repräsentativ für das Vorgehen der Armee insgesamt gewesen seien, einen Ausnahmefall bildeten, obgleich es ähnliche Vorfälle gegeben haben mochte. Die Erlebnisse während des Krieges haben Yizhar zu keinem Zeitpunkt dazu veranlasst, die zionistische Idee als solche in Frage zu stellen.

Von allen Diskussionen unberührt bleibt Yizhars Rang unter den Erneuerern der hebräischen Literatur, wo man ihn mitunter mit dem Nobelpreisträ-

ger Shai Agnon vergleicht. Anders als dieser bezieht er jedoch seine Inspiration nicht aus der wesentlich in der Diaspora entstandenen jüdischen Traditionsliteratur. Yizhars Fundus ist die Hebräische Bibel. Nur der Kundige erkennt die vielen sprachlichen Assoziationen, und in den Übersetzungen geht diese sprachliche Dimension fast ganz verloren. Der Schluss ist jedoch in seiner biblischen Anlehnung so eindeutig und eingängig, dass er auch den allgemeinen Leser direkt erreicht:

Und das Ende?

Das Tal lag jetzt ganz friedlich da. Jemand fing an, vom Abendbrot zu reden. Weit weg, fast schon am scheinbaren Ende des staubigen Weges, entschwand allmählich ein ferner, schwarzer Kastenvagen, schwankend, als hätte man ihn mit Feldfrüchten oder Getreide oder sonst etwas schwer beladen. Morgen würden sich auch die dumpfe Erniedrigung und die hilflose Wut legen und sich schnell in gelegentliche Reizzustände verwandeln, die zwar schmerzlich sind, aber mit der Zeit vergehen. Alles war plötzlich so offen, so unendlich groß, und wir waren alle so klein und unbedeutend. Gleich würde auf der ganzen Welt die Stunde anbrechen, wenn es gut ist, von der Arbeit nach Hause zu gehen, müde heimzukehren und jemanden anzutreffen, oder auch allein zu gehen und auszusprechen, ohne etwas zu sagen. Ringsum senkte sich die Stille herab und sollte nun auch den letzten Kreis schließen. Und wenn die Stille alles umschlossen hatte und keiner mehr jenes Schweigen störte, das still verharrend dem entgegenstrebte, was jenseits der Stille lag, – dann würde Gott hinabsteigen und im Tal umherwandeln, um nachzusehen, ob sich alles so verhielt wie in dem Schrei, der bei ihm angelangt war.

Die differenzierten, manche werden auch sagen zwiespältigen Aussagen des Autors selbst konnten seine Erzählung nicht vor der politischen Instrumentalisierung bewahren. Die nun endlich erschienene englische Übersetzung liefert *Chirbet Chiz'ah* sicher einer neuen Runde der Instrumentalisierung aus, zu leidenschaftlich und kontrovers wird der jüdisch-arabische Konflikt um das Land geführt. Aus welchem Blickwinkel auch immer, es bleibt in jedem Fall eine Geschichte der „Vertreibung aus dem Paradies“ – für den Araber vom angestammten Boden, für den Juden die aus dem zionistischen Traum.

Dr. Barbara Schäfer war Mitarbeiterin für Zionismusforschung des Instituts für Judaistik der Freien Universität Berlin. Sie veröffentlichte Arbeiten zur Geschichte des Zionismus, unter anderem die Anthologie „Historikerstreit in Israel. Die ‚neuen‘ Historiker zwischen Wissenschaftlichkeit und Öffentlichkeit“. Sie lebt und arbeitet in Princeton, USA.



Buchgestöber



Jacques Picard: Gebrochene Zeit. Jüdische Paare im Exil. Zürich: Ammann 2009. 448 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. ISBN 9783250105176. 19,95 Euro

Jüdische Paare im Exil

Der Historiker Jacques Picard beschreibt die Familiengeschichte von vier jüdischen Paaren. Ein Partner zumindest war gezwungen, seine Heimat zu verlassen. Zuflucht fand sich in der Schweiz, die „trotz eines Versagens gegenüber Flüchtlingen für viele der Schutzsuchenden entschieden lebenserhaltend“ wirkte.

Vorgestellt werden Léon Reich und Ruth Reich-Stil; der KZ-Überlebende hat mit Erfindungen und als Mitgestalter der Uhrenproduktion einen wertvollen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung des Zufluchtlandes geleistet. Die Schweizerin Mary Bolag heiratete den Berliner Hermann Levin Goldschmidt, der alle Voraussetzungen für eine akademische Lehrtätigkeit mitbrachte, doch wurde sie ihm in der Schweiz wie in Deutschland auch nach 1945 verweigert. Die Flüchtlinge Ruth Hepner und Simche Schwarz, ein ungleiches Künstlerpaar, überlebten in der Schweiz, die ihnen jedoch fremd blieb. Schließlich werden die Sozialwissenschaftler Lotte und Herbert A. Strauss geschildert, die in die USA weiterwanderten; im Ruhestand kehrten sie für einige Jahre nach Deutschland zurück, um das Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung aufzubauen.

Es sei „ein unersetzlicher Teil jener Geschichten, die im Zeichen des 20. Jahrhunderts zu erzählen sind“, schreibt Picard, der individuelle Schicksale in die Zeitgeschichte und ihre sozialen Bedingungen einbettet. Dabei entsteht ein Abbild jüdischer Selbstbehauptung im 20. Jahrhundert. Da alle Protagonisten Ausnahmesituationen ausgesetzt waren, erfährt man viel darüber, was Menschen im Innersten zusammenhält und wie äußere Bedingungen ihr Leben, Denken und Schaffen prägen.

Am Anfang war Zerstörung: Simche Schwarz aus Rumänien verlor den Boden seiner jiddischen Kultur, in der er schöpferisch gewirkt hatte. Mit der jungen Ruth aus Leipzig spielte er Theater für Flüchtlinge. Danach kreierte sie beide in Paris ein jiddisches Puppentheater; zuletzt wirkte das Paar in Argentinien als Bildhauer und Psychologin. Der Philosoph Hermann Levin Goldschmidt, als Erster mit dem Leo-Baeck-Preis ausgezeichnet, musste in Zürich 25 Jahre auf seine Einbürgerung warten. Er fand in seiner Frau Mary existentielle Hilfe, wirkte als Autor, Lehrer und Begründer eines Jüdischen Lehrhauses.

Picard liefert eine scharfsinnige Analyse des Alltags von staatenlos Gewordenen im 20. Jahrhun-

dert. Ihr gemeinsames Los: abhängig von der „großen Politik“ zu sein, aber auch von untergeordneten Machtinstanzen, denen sie ausgeliefert waren. Gedacht wird auch derer, die im Land der Zuflucht immer wieder halfen.

Eindrucksvoll versteht es Jacques Picard, verschiedene Motive, die in den Lebensberichten anklingen, schließlich zu einem „Alphabet der Erinnerung“ zusammen zu fügen. Aus alledem entsteht eine ungewöhnliche Lektüre. Der Autor verleiht dem Erleben und Wirken des Einzelnen individuelles Gewicht; zugleich erfassen wir, wie dieses Einzelschicksal ihren Beitrag für das Gemeinwesen prägte.

Joachim Hemmerle

... denn man darf nichts vergessen

Die 21-jährige Héléne Berr lebt im Paris der 1940er Jahre. Sie ist Literaturstudentin, gebildet, spielt leidenschaftlich gern Geige und schwärmt für Jean Morawiecki, den sie gerade kennengelernt hat und mit dem sie sich später verlobt.

Tagebuch schreibt sie über die kleinen Dinge des Alltags, das Studium an der Sorbonne, Belanglosigkeiten. Die sich verschärfende Bedrohung der Juden verdrängt sie zunächst. Mit einem Schlag aber kann sie die Augen nicht mehr vor der Wirklichkeit verschließen, in dem Moment, als auch sie und ihre Familie den Judenstern tragen müssen. Sie trägt ihn mit erhobenem Haupt, ist hinter ihrer Fassade jedoch gedemütigt und fühlt sich ausgeliefert.

Immer mehr dient ihr Tagebuch dem Zweck, die Augen nicht zu verschließen, sondern dem Grauen ins Gesicht zu sehen und alles niederzuschreiben, damit nichts vergessen wird.

Als ihr Vater am 23. Juni 1942 verhaftet wird, kann sie das erst gar nicht realisieren. Dann ist sie geschockt, voll Angst. Sie merkt aber auch, dass sie etwas ändern muss, dass ihr Leben, so wie sie es jetzt führt, sich ändern muss. Sie hat ihr Diplom abgeschlossen, schreibt an einer Dissertation über John Keats und beginnt, in der *Union générale des israélites de France* mitzuarbeiten, die internierten Juden und deren Angehörigen beisteht und sich besonders der Kinder deportierter Eltern annimmt. Sie könnte Paris verlassen, sich in Sicherheit bringen, doch sie will helfen.

Im November 1942 bricht das Tagebuch vorerst ab, die letzten unbeschwerten Tage scheinen vorbei. Erst ein Jahr später schreibt Héléne wieder, noch ernster, trauriger. Sie vermisst ihre Freundin



Héléne Berr: Pariser Tagebuch 1942-1944. Übersetzt aus dem Französischen von Elisabeth Edl. München: Hanser 2009. 320 Seiten. ISBN 978-3-446-23268-6. 21,50 Euro



Hélène Berr
mit Waisenkinder 1942

Françoise, die deportiert wurde, und ihren Verlobten, den sie nun schon länger als ein Jahr nicht mehr gesehen hat. Sie rechnet damit, ihn nicht mehr wiederzusehen und hofft, dass er durch das Tagebuch vielleicht erfahren wird, was sie gedacht, gefühlt und erlebt hat. Die Verzweiflung der Menschen um sie herum, die ihre Angehörigen verlieren, deren Familien deportiert werden, hat auch Hélène ergriffen.

Kein Tropfen Wasser, die Deutschen haben Wasser und Gas abgedreht. Man steigt durch eine schmierige und klebrige Suppe. Es sind Kranke darunter, die aus dem Spital gezerrt wurden, Tuberkulosekranke mit der Tafel „ansteckend“ um den Hals. Frauen gebären hier. Keinerlei Versorgung, kein Verbandszeug. Erst nach unzähligen Bemühungen kommt man hinein. Morgen werden die Hilfeleistungen übrigens eingestellt. Man wird sie wahrscheinlich alle deportieren ... akh

Hartnäckig nachgefragt

Vergessen? Ukraine? Wahrscheinlich, doch, ja. Hinter Namen und Zahlen der Vernichtungslager A., C., I., M., S., T., ist uns, der breiteren Öffentlichkeit, nicht gewärtig, dass, wie viele und wie Hunderttausende Menschen in den Ortschaften Galiziens, der Krim, der Ukraine insgesamt von ‚Einsatzgruppen‘, Wehrmacht, Feldgendarmarie und ihrer ‚Hilfswilligen‘ im „Alltag des Holocaust“ ermordet worden sind. Dies Buch ist eine bitter faszinierende, eine folternd attraktive Lektüre, die man mit M. Walser „abschalten“ möchte. Man folgt ihr aber, nicht zuletzt, weil sie geschickt strukturiert ist und zwischen Erzählen, Befragen, Berichten und Überdenken abwechselt: Der katholische Priester Patrick D. (geb. 1955) erzählt eingangs, wie er aus der ländlichen Kindheit in der Bresse durch den Großvater, einst Kriegsgefangener im Straflager Rawa Ruska, zu seiner heutigen Suche von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt nach Zeugen des Mordens und nach den Massengräbern in den Orten und an ihrem Rand (– nicht in den Wäldern, aus Angst vor Partisanen) gekommen ist. Einschübe selbstreflexiver Art zu seinem Unternehmen (mit Übersetzerin, Fotograf, Ballistik-Experte ...) wie solche methodischer und psychologischer Überlegung zu Zeugenbefragung und Interviewtechnik, Resumés der Kontakte mit Forschern und orthodox-jüdischen Hütern der Erinnerung – klar und mühelos lesbar. 14 Interviews aus 2004–2007 mit ukrai-

nischen Frauen und Männern, die 1941–1944 Kinder und Jugendliche waren. Sie erzählen von den oft vor ihren neugierigen Augen und mit Hilfe ihrer „dienstverpflichteten“ Eltern, Verwandten, ihrer selbst, ausgeführten Erschiessungen. Die namentlich genannten Orte fliegt Google Earth bequem an, ja, es gibt sie. Nicht glauben will man den Interviews, will ihnen vieles nicht abnehmen. Es ist der Alltag. Die Gräuel, das sadistische Detail, das konkrete Geschäft ums Morden herum – her mit Kisten für die Kleidung, wo lagert man nachts die Schaufeln sicher, welche Dörfler werden aufgegriffen, die Leichen festzutampeln. Befiehlt man Kreuzfixe an die Haustür zu hängen, um morgens diejenigen zu erschießen, die nicht ...? Wie alles, was an bruta facta der Schoah zu wissen ist, unerträglich. Man will und muss den alten Zeugen in hunderten Orten nicht viel glauben, was aber nichts hilft. Weil sie noch zu viel wissen, weil Desbois und Dolmetscherin lernen, sich in ihren Alltag einst und jetzt zu versetzen. Weil Knochen aus dem Boden drängen, weil ihn Leute nach Gold durchwühlen, weil das Team Hunderte und Tausende von Patronenhülsen deutscher Herkunft neben den Gruben zählt, weil Archivalien aus Sowjetunion und Deutschland die Massenmorde bestätigen. Worte und Schrift konvergieren.

Dieses „Sachbuch“ nimmt nicht die Perspektive und Erinnerung von Opfern und Überlebenden ein, ist nicht an Archiven gewonnene Wissenschaft. Die persönlich familiäre Unruhe eines Kindes lässt es später in die Welt des Schweigens eindringen. Über



Patrick Desbois: Der vergessene Holocaust. Die Ermordung der ukrainischen Juden. Eine Spurensuche (Mit einem Vorwort von Arno Lustiger. Aus dem Französischen von Heiner Kober). Berlin Verlag 2009. 352 S. Abb., Karten. ISBN 978-3-8270-0826-8. 22,90 Euro

jüngst vergangene Jahre gelingt es ihm, alte Menschen, die jahrzehntelang niemand gefragt hat, zum Sprechen zu bewegen. Sie sind als Zuschauer und Mittäter auch Opfer geworden, sind nicht Täter, nicht Opfer. Die ungewohnte Perspektive des Suchenden wie der Gesuchten bringt unmerklich uns selbst befragende Nachgedanken hervor. Desbois' Buch ist ein anderes inmitten der Bücher, die man nur zu gern nicht zur Kenntnis nähme. mb

Mitteilungen

Vom **Biographischen Handbuch der Rabbiner** ist nun der zweite Teil erschienen. Er versammelt in zwei Bänden unter dem *Titel Rabbiner im Deutschen Reich* eine große Anzahl von Biografien. Von **A**(aron, Cerf) bis **Z**(uckermann, Simon) finden sich, akribisch und systematisch recherchiert, ganz bekannte Persönlichkeiten, aber meist weithin vergessene. Max Dienemann, Philipp Bloch, Joseph Kliersfeld



Biographisches Handbuch der Rabbiner
Hrsg. v. Michael Brocke und Julius Carlebach sel.A.

Teil 2. Die Rabbiner im Deutschen Reich 1871–1945. Bearb. v. Katrin Nele Jansen / Jörg H. Fehrs / Valentina Wiedner. 24 x 17 cm. 2 Bde. 745 Seiten. München: Saur 2009. 298 Euro. USA, Kanada, Mexiko US\$ 462,-.

ISBN 978-3-598-24874-0. eBook: 331Euro / US\$ 462.

ISBN 978-3-598-44107-3

Teil 1. Die Rabbiner der Emanzipationszeit in den deutschen, böhmischen und großpolnischen Ländern 1781–1871. Bearb. v. Carsten Wilke. 2004. 2 Teilbde. XVIII, 965 Seiten. 296 Euro. US\$ 459. ISBN 978-3-598-24871-9.

eBook: 329 Euro. US\$ 459. ISBN 978-3-11-023232-5

(Kalir), Hermann Ostfeld (Zwi Hermon), Benno Jacob, Joseph Carlebach, Max Nussbaum, um nur ganz wenige zu nennen. Das knappe Vorwort bringt eine hilfreiche Handreichung zur Benutzung der Bände, gefolgt von einem Literatur- und Archivverzeichnis.

Jede Aufnahme folgt einem konsequent durchgehaltenen Schema: nach dem biografischen Abriss



stehen in klarer Reihenfolge Angaben zu Dissertation, zu Publikationen und unveröffentlichten Arbeiten des Biografierten, gefolgt von Hinweisen zu

Dokumenten, Quellen, Nachlässen, epigrafischen Zeugnissen, Sekundärliteratur sowie Porträts und Abbildungen. Der Anhang bringt Personen- und Ortsregister, Erklärung der Umschrift des Hebräischen, ein Abkürzungsverzeichnis sowie Nachträge zum ersten Teil in Form von Neuaufnahmen und Korrekturen.

Der erste Teil ist als „primary resource on the european rabbinate“ und als „originäres grundlegendes Nachschlagewerk“ gewürdigt worden; nun darf



Max Nussbaum mit Martin Luther King. Aus: Lewis M. Barth / Ruth Nussbaum (ed.): Max Nussbaum: From Berlin to Hollywood. A Mid-Century Vision of Jewish Life. Malibu 1994.

auch das profund erarbeitete Gesamtwerk, das den Zeitraum von 1781 bis 1945 und an die 3.000 Biografien umfasst, als schlicht unverzichtbar gelten. Ein Handbuch in zwei Teilen und vier Bänden, mit mehr als 1.700 Druckseiten, und alles zusammen auch als *eBook* erhältlich. Als passende und nützliche Ergänzung zu diesem Werk finden Sie übrigens (gratis) auf unseren Webseiten eine Datenbank als Online-Index. Sie ist auch in unsere Suchmaschine *Vieles Finden* integriert und bringt Kurz Hinweise zum Handbuch wie den folgenden: *Ostfeld, Hermann, Dr., 1951 Namensänderung: Zwi Hermon, geb. 10. Febr. 1912 in Duisburg-Hamborn*. Für alle, aber insbesondere die Besitzer des Nachschlagewerks, eine wertvolle Hilfe.

Die bemerkenswerte Feststellung, dass gerade die Judaica-Sammlungen englischer Bibliotheken enorme Bedeutung für die deutsche Wissenschaft hatten, trifft Gregor Pelger in seinem soeben erschienenen Band der Institutsreihe *minima judaica*. Diese kostbaren Schätze jüdischer Gelehrsamkeit wurden erschlossen in intensiver *Kärrnerarbeit* von einem sehr kleinen Kreis bedeutender deutsch-jüdischer Wissenschaftler: Moritz Steinschneider, Adolph Neubauer,



Gregor Pelger: Wissenschaft des Judentums und englische Bibliotheken. Zur Geschichte historischer Philologie im 19. Jahrhundert (*minima judaica* 8). Berlin: Metropol 2010. 383 S. ISBN 978-3-940938-62-6. 24 Euro

Joseph Zedner und Emanuel Deutsch legten die bibliografischen Grundlagen für die Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert. Sechs Jahrzehnte stehen im Focus: von 1846, der Anstellung Zedners am *British Museum*, bis 1907, dem Todesjahr von Steinschneider und Neubauer. Und nicht nur die philologische Fragestellung, auch die Bibliotheksgeschichte ist lesenswert, geradezu spannend. Von der

Kalonymos wird gefördert vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
sowie Karina Küser und Ann-Kathrin Heidenreich (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos
IC GmbH, 45329 Essen

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Oppenheim'schen Bibliothek hatte Moses Mendelssohn einst gesagt: „Ein Schatz der außerlesensten gedruckten Sachen in einer Vollständigkeit, in welcher Bücher von dieser Art wohl nie gesammelt worden sind.“ Wer weiß schon, dass es alle Chancen gab, sie im 19. Jh. in Preußen zu halten, und dass sie doch seinerzeit zum Schnäppchenpreis zur *Bodleian Library* nach Oxford ging?

Zwei Fernsehsendungen widmeten sich jüngst Aktivitäten unseres Instituts. Nathanja Hüttenmeister erklärte im Interview mit dem *Westdeutschen Rundfunk* die Methoden unserer Forschungen zur hebräischen Grabsteinepigraphik. Die *Lokalzeit Südwestfalen* brachte diesen Beitrag zum Friedhof Rüthen, der zu den ältesten gehört, die in NRW noch erhalten sind. Und Luise Hirsch hatte mit einem Beitrag in unserer Zeitschrift (8.2005.2) auf sich aufmerksam gemacht. Der *Bayerische Rundfunk* befragte sie jetzt zu ihren Forschungen zu den ersten jüdischen Akademikerinnen (BR-alpha, Februar 2010). Ihr Buch *Vom Shtetl in den Hörsaal* erscheint demnächst in *minima judaica*.

Zum erlauchten Kreis der „Finalists“ bei den *National Jewish Book Awards* 2009 in den USA gehört Frauke von Rohden. Ihr *Meneket Rivkah – A Manual of Wisdom and Piety for Jewish Women* ist die englische Fassung ihrer Dissertation, die sie, betreut von Michael Brocke, 2002 in Duisburg vorlegte.

Kalonymos-Leser sind herzlich eingeladen: Unter dem Titel *Rechtsstatus der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zur Emanzipation* beteiligt sich das Steinheim-Institut an den *Aktionstagen der Bundeszentrale für politische Bildung* mit einer Vortragsreihe am 6. Mai 2010. Details auf www.steinheim-institut.de.

Harald Lordick



זְמַנְךָ לְבִנְךָ בֵּיזִם זְמַנְךָ לְאִמִּנוּ

